



Da hockt er also, Thaddeus, und träumt seinen kleinen Traum, unmerklich beginnend, ewig endend, von ihr, die er retten wird, unten im Tal, und ihrem gemeinsamen Haus, das sie ihm bauen werden, oben auf dem Hügel.

Eis hat die Ränder des Flusses überzogen und ist eingewachsen, nach unten und hin zur Mitte, wo sich die verschliffenen Kanten vor Tagen schon trafen und miteinander verschmolzen, derweil sich in der Tiefe kleine Risse, Blasen und Kammern gebildet haben, darin Fische starr stehen, mit geblähten Kiemen und aufgerissenen Augen, indes andere an der Oberfläche vom Eis umfrozen liegen und ihre frostharten Bäuche wie kleine Grabhügel aus der Schneelandschaft strecken – eine vorzügliche Rache an den Schlittschuhläufern, die freilich weder etwas dafür können noch etwas davon sehen.

Weiter oben ziehen derweil Schneebälle ihre Bahn, von einem Ufer ans andere, als wäre das Dazwischen ein Nichts, pudern hier Nasen und schlagen da ein paar Zähne ein, holen die Mützen von den Köpfen der Kinder und die Kindsköpfe von den Beinen.

»Ha, Treffer!«

»Streifschuss!«

»Immerhin!«

»Höchstens!«

Das Kommando wechselt mit jedem Wurf.

So geht das über Stunden. Ein Schwirren und Sirren und Rappeln und Plautzen, inzwischen an den Uferböschungen die handlichen Dinger wie Kanonenkugeln in dicken Mauern stecken, es jedoch weiter hinten zu bröckeln beginnt. Wagemutige zerschmettern die heranfliegenden Geschosse mit bloßen Händen, der Künstler unter ihnen versucht es mit einem simplen Entgegenwurf – Nasenbruch. Raumgewinn gibt es keinen. Dafür stehen die Fronten. Stehen, sind fest.

Und mittendrin

Frieda

Flammendes Ziel aller zu kurz Gebliebenen. Mütze, Schal, Handschuh, Jacke, alles rot.

Und die Bäckchen?

Die auch.

Und die Nase?

Na klar.

Aber die Haare ...

... die waren's schon immer.

Frieda dreht leuchtende Runden ins Eis, zerschneidet mit ihren Kufen die gefrorenen Kugeln, trennt alles und vereint einen jeden.

Phantastisch. Real.

Eine Siegesgöttin.

Die seine.

Thaddeus muss desertieren.

Schon prasselt's von allen Seiten.

Über der Mitte vom Fluss treffen sich die Geschosse an ihrem höchsten Punkt, klatschen zusammen und stieben hernieder, ziehen die Linien am Ufer noch einmal nach und überhäufen eine Rotfeder, ein kapitales Exemplar, deren aufgerichtete Bauchflosse ihr inzwischen als Grabstein dient. Er ist von beiden Seiten zu lesen, hüben wie drüben derselbe Text.

Thaddeus und Frieda aber gleiten davon.

Auf Kufen. Auf den Spitzen eines Gefühls.

Thaddeus und Frieda entgleiten.

Stromauf.

Es erscheint ihnen leichter.

Sie sprechen kein Wort.

Sie reicht ihm tausend Dinge aus ihren tiefroten Taschen. Eins nach dem andern, so lernt er sie kennen. Ein Stein. Ein Kreuz. Eine Kette. Zwei Stückchen Kohle dazu. Ist alles recht schwer.

Er weiß, sie wird untergehen. Wird unter dem Eis treiben.

Stromabwärts.

Unter einem Schneeballbogen ...

... wird er sie retten.

Thaddeus.

Frieda.

Frieda. Thaddeus.

Er nimmt seine Schnüre, bindet sie an die Spitzen ihrer noch geröteten Finger. Dann zieht er sie straff. Er sieht das Läuten, noch bevor er es hört.

Nimmt sie aus dem Sarg und legt sie in den Trog.

Das Wasser lauwarm. Gleich tiefer alles Rot.

Da entkleidet er sie. Tiefer, alles rot.

Sie treffen sich wieder unter dem Schneeballbogen.

Sie kennt seinen Traum. Und *sie* machen ihn wahr.

Ihr Haus.

Alle Zimmer sind luftig und hell.

Nach Norden: der herrliche Leichensaal.

Vier große Fenster, allesamt mit Ventilatoren versehen, durchbrechen die hell getünchten Wände, schütten Licht und Luft in den Raum. Darunter, in Andeutung eines V, zwei riesige Weidenkörbe aus knackendem Holz, braun-gelb gesprenkelt, dunkel und warm. Ein jeder Korb steht frei, ist bequem zu umrunden. Vier Ellen lang, zwei breit, keine tief. Darin jeweils ein Buchenholzkasten, gleichmäßig mit Pech ausgegossen. Eine dünne, bloß oberflächliche Schicht von nicht zu ermessender Dichte. Es ist das einzige Schwarz im ganzen Raum. Selbst die einzoligen Leisten, die der Breite nach durch den Kasten laufen, zeigen, ob schon leicht geglättet, Farbe und Maserung des Holzes. Darauf konvex gepolsterte und mit Wachstumstuch überzogene Kissen. Und *darauf* – frei von Ansehen und Stand, Todesursache und Religion – die Leiche. Ihr Kopf wird mit Hilfe eines keilförmigen Kissens in einer ebenso angenehmen wie von außen gut einsehbaren Lage gehalten, derweil alles Feuchte austreten und jedwede Flüssigkeit ablaufen kann. Und nicht anders der Boden des herrlichen Leichensaal selbst, dessen quadratische Platten sich sanft zur Mitte hin neigen, wo eine fußbreite Rinne durch läuft.

Schließlich, zu beiden Seiten der Rinne, wiewohl vor aller Augen unter einem Gezäh aus Backstein versteckt: Wärmeröhren. Sie durchziehen den Boden, derweil entlang der Decke Luftröhren laufen, raus bis aufs Dach, darüber der Wind streicht.

Ein Ort, luftig und hell. Der Ort, den sie nun betritt.

Vor wenigen Minuten noch hat er einen warmen Körper auf das Lager gebettet, Luft und Temperatur kontrolliert. Jetzt steht er davor, hält die linke Hand und lächelt stumm, derweil sie die rechte nimmt und beide nacheinander zehn konisch geformte Fingerhüte auf die bereits bleichen Kuppen schieben.

Ein jeder beginnt mit den Daumen. Sie sprechen kein Wort. Sie erkennen die passende Größe, haben obendrein alle andern parat.

An der Spitze jedes Messinghütchens verstärkter Eisendraht, das freie Ende hakenförmig gebogen und mit Darmsaite umschlungen. Die ersten zwei Meter werden von der vermeintlichen Leiche senkrecht nach oben gezogen, um schließlich, von einem kupfernen Trennblättchen auseinandergelassen, über eine an der Decke angebrachte Rolle zu laufen, Meter um Meter gespannt in vollkommener Parallelität.

Ein doppelter Bund aus Notenlinien, der im Raum nebenan die Wecker zum Klingeln bringen soll.

Nebenan: die Wächterstube. Darin ein einfacher Tisch, darauf zwei Wecker, daran je ein Stellhaken. Schon bei der kleinsten Bewegung wird er aufgehoben, und das Getöse setzt ein. Natürlich bekommt die Leiche oder besser: der Scheintote von alledem nichts mit (er würde sonst vielleicht vor Schrecken wieder ganz starr werden), denn die Wächterstube ist durch eine dicke Mauer vom Leichensaal getrennt, dessen Bewohner durch ein zwei Mal zwei Ellen großes Fenster gut zu sehen sind.

Frieda. Thaddeus.

Stumm sitzen sie vor ihren Weckern, ein jeder vor dem Geschenk des anderen, und halten Händchen unter dem Tisch.

So leben sie, jede Sekunde, und lieben es, selbst wenn sie warten ... und warten ... und warten, auf den Moment, in dem einer der Haken sich löst, oder am besten: beide zusammen.

Allein, um sicher zu gehen, dass es ein wahrhaftiges Lebenszeichen des vermeintlich nur Scheintoten ist, welches da zu ihnen kommuniziert wird – und nicht etwa ein Insekt ihr paralleles Verschlungensein durchbricht –, sind die Fenster im Leichensaal im Sommer mit feinsten Gaze bespannt.

Doch vermag auch eine Leiche die gemeinsame Ruhe zu stören, ist doch ihr Unterleib infolge der einsetzenden Fäulnis oft aufgetrieben. Sinkt er dann wieder in sich zusammen, werden die auf dem Bauch ruhenden Hände in Bewegung versetzt und der Mechanismus ausgelöst.

Doch haben sie auch für diesen Fall gesorgt, haben vorgesorgt mit ihrer Konstruktion.

Und so sitzen sie vor ihren Weckern, stumm wissend, ein jeder vor dem Geschenk des anderen – und halten Händchen unter dem Tisch, derweil

auf der anderen Seite der in einem Weidenholzkorb liegende Körper ruht, die Hände links und rechts auf einem quer über dem Lager liegenden Brettchen.

Auf der anderen Seite, rechts neben dem herrlichen Leichensaal: das Sektionszimmer. Darin ein feststehender Tisch zum Sezieren der Leiche. Daran und darunter allerlei gewichtige Instrumente.

Ganz rechts außen schließlich der Raum für die übergehenden Leichen. Der Raum, in den sie nach einer bestimmten, im Grunde jedoch ungewissen Zahl von Tagen all jene bringen, bei denen die Lebenskraft endgültig erloschen ist und die allgemeine Fäulnis eingesetzt hat. Nun, da die Leiche begraben werden kann, wird sie – je nach Geschlecht – von einem der beiden entkleidet und gewaschen, werden die Sterbe- durch Totenkleider ersetzt.

Es war ihr Vorschlag gewesen, die Särge allein an diesem Ort aufzustellen und die Leiche erst hier und jetzt hineinzulegen, denn, so hatte sie ihm gesagt, es könne nicht ausgeschlossen werden, dass sich dareinst ein Körper in dem herrlichen Leichensaale befände, von dem, da noch keine Zeichen der allgemeinen Fäulnis zu sehen seien, füglichst angenommen werden müsse, dass er nur scheintot sei, was gleichsam bedeute, dass der Scheintote einen gehörigen und womöglich tödlichen Schock erleide, wenn er in seinem eigenen Sarge erwache. Daraufhin hatte er ihre Hand genommen, ihr in die Augen geschaut und Ja gesagt. Leise, mit einer Stimme irgendwo zwischen Erleuchtung und Traum. Und als sie hinzufügte, dass ein solcher Schock kein wahrnehmbares Erwachen mit sich bringen müsse, sondern dass es genüge, wenn der Scheintote, gänzlich starr vor Angst oder überhaupt unfähig, sich zu bewegen, höre, wie über ihm der Sarg zugenaelt werde, da sagte er noch einmal Ja. Klar und deutlich sagte er es. Ja. Und dann, in einem Aufschrei des Verhaltens: Ja! Ja!

Und wie ihn an diesem Abend die Müdigkeit überkam, auf seinem Stuhl, vor ihrem Wecker, den Kopf auf dem gemeinsamen Tische und das Leichenbuch noch in den Händen, da flüsterte er, schon halb im Traume befangen, es sei kaum auszudenken, was passiert, wenn sich dareinst zwei Körper, gar solche von beiderlei Geschlecht, zur selben Zeit in dem herrlichen Leichensaale befänden und einer von beiden erwache.

Und als sich seine Lippen schlossen, die Augen folgten und ihm das Leichenbuch aus den Händen glitt, da hörte er, ganz nah, ihre Stim-

me – und dass es ebenso möglich sei, dass beide erwachten, beide zur selben Zeit.

Das Wiederbelebungszimmer: hell und geräumig. An der Längsseite ein Bett, gegenüber eine Wanne, dazwischen der Rettungsapparat: zwei Bürsten, drei Ellen Flanell zum Frottieren, vier große und vier kleine Handtücher, ein Badeschwamm, eine Wärmflasche, ein Fläschchen Essig, eine Klistierspritze, Werkzeug zum Aderlassen, ein Topf, Elektrisiergerät sowie, zum Schluss, eine Kiste mit feinsten Arznei (Salmiak, Naphtha, Brechweinstein in abgeteilten Dosen, Hoffmannscher Liquor, aromatischer Spiritus und anderes mehr).

Er nimmt den Spiritus, lässt das Naphtha über ihre Zunge rinnen und reibt ihr damit die Herzgrube ein. Dann badet er ihren Körper in warmem Wasser, frottiert und trocknet ihn ab und legt sie behutsam ins Bett, die Wärmflasche zu ihren Füßen. Die Lippen sind gerötet. Augengläzen.

Aber bald ist ihr Körper wieder steif und kalt wie Marmor, doch fault er nicht.

Er trägt sie noch einmal zur Wanne, legt sich hinein und lässt ihren Körper im Wasser über den seinen gleiten. Als er sie zurück ins Bett bringt, geht unter ihm ein Stück Kot ab. Und oben verziehen sich die Mundwinkel.

Er muss sich beeilen, er muss sich gedulden, in ihr ist noch ein Hauch, nur noch ein Hauch.

Da setzt er sich zu ihr, berührt ihre Lippen und biegt ihr ganz langsam die Glieder.

Sie sind warm, werden weich, sie bewegen sich wieder.

Sie richtet sich auf, und er lächelt sie an.

Sie nimmt seine Hand, er ergreift die ihre. Zusammen erheben sie sich, öffnen die große Tür mit den Flügeln, durchqueren den Vorsaal, treten hinaus auf den von Büschen und Bäumen umsäumten Platz. Dahinter ihr Haus, die Beete und Blumen und Wiesen und Gräber, über denen kupferne Glöckchen hängen und große Thermometer in Glaskästen liegen. Feine Schnüre laufen senkrecht in die Tiefe, und Sprachrohre mit riesigen Trichtern ragen aus dem frisch aufgegrabenen Boden. Hier stehen sie, in der langsam versinkenden Sonne – Thaddeus und Frieda, Frieda und Thaddeus – und schauen ins Tal und halten die Hände, übereinander, gekreuzt.